In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 30. **Posen, den 6. Februar 1929.** **3. Jahrg.**

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(28. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

XXIII.

Der Baron Kasimir war zu den Herbstjagden wieder auf seinem Schlosse eingetroffen.

Die Septembertage waren kühl und klar, der Oberförster konnte ausgezeichneten Bericht über den Wildstand geben, und so konnte sich niemand wundern, daß des Barons Laune ganz prächtig war.

Es war aber nicht die Jagdfreude allein, die seine Stimmung so hob, nach einem Sommer in Monaco, der so arge Löcher in des Barons Kasse gerissen hatte, daß er eigentlich hätte ein wenig nachdenklich werden können.

Was verschlugen alle Verluste im Spiel und was die Geschichte mit der polnischen Gräfin, die keine polnische Gräfin gewesen und mit des Barons Brieftasche entschwunden war, dagegen, daß er sich nun einem Ziel nahe gerückt sah, das er mit Bitterkeit im Herzen und Zähneknirschen fast schon aufgegeben hatte, gepeinigt von einem Verlangen, dessen er sich doch nicht erwehren konnte.

Der Oberförster staunte darüber, daß der Baron trotz der günstigen Meldungen keine Anstalten machte, wie sonst Sankt Hubertus zu dienen. Es waren kurz nach dem Eintreffen des Barons Handwerker aus der Stadt gekommen, Tischler, Maler und Ingenieure, und die hatten den kleinen Pavillon hinten im Park instandzusetzen begonnen, von dem es hieß, daß sich in ihm des Barons Theodor galante Abenteuer abgespielt hätten. Es war, als ob sich der Baron in den Kopf gesetzt hätte, die Nachfolge seines Ahnen würdig anzutreten. War damals der Mörtel zu dem Bau mit Milch und Eiern angerührt worden, so schien der Baron gesonnen, nichts an dem zu sparen, was der Geschmack der Neuzeit an Bequemlichkeit und Luxus zu bieten vermochte. Er selbst stand bei den Handwerkern, gab seine Befehle, überwachte die Arbeit, trieb an und erreichte es, daß der Pavillon binnen einer Woche zu einem weichen Liebesnest umgewandelt war.

Als es so weit war, ordnete er an, daß der Rotfuchs vor den Kutschierwagen gespannt werde. Der Rotfuchs war ein wenig hitzig für das leichte Wägelchen, aber als der Kutscher diesen Einwand machte und vorschlug, entweder einen anderen Wagen oder ein anderes Pferd zu nehmen oder aber ihn fahren zu lassen, da lachte der Baron nur und meinte, es mache ihm eben selber Vergnügen, und er werde mit dem Pferd schon fertig werden. Seit langer Zeit hatte er sich nicht so wohlauf und gesund und im Besitz aller seiner Kräfte gefühlt, wie in diesen Tagen der frohen Spannung und glückhaften Hoffnung.

Und es war auch wirklich eine ausbündige Freude, durch den leuchtenden Herbstnachmittag zu fahren. Die Kastanienbäume in der Schloßallee begannen schon ihr Laub fallen zu lassen, an den höchsten Zweigenden hingen nur mehr vereinzelte Blätter, und da sie von einem leichten Wind in Bewegung gesetzt wurden, sah es aus, als versuchten sie mit gelben Händen nach dem blauen Himmel zu schlagen, aber die weißen Wolken zogen hoch dahin und machten sich über die Kastanienbäume lustig.

Der Rotfuchs warf die Beine ein wenig hastig und nervös, war aber sonst ganz artig und hinderte den Baron nicht, seinen Gedanken nachzuhängen.

Sie nahmen denselben Weg, wie alle Tage über, seitdem er mit diesem Doktor Simon Bach auf dem Gartenfest des Bezirkshauptmannes Wetter von der Lilie zusammengetroffen war. Welcher glückliche Zufall, daß das Gespräch mit ihm auf das Dorf gekommen war, und daß der Baron erfahren hatte, welche seltsamen Begebenheiten sich dort abspielen! Gerade heuer hatte er den Herbst nicht daheim, sondern auf dem Jagdschloß eines Freundes in den Siebenbürgischen Karpathen zubringen wollen. Es war ja sogar schon der nahe Tag der Abreise festgesetzt gewesen, als die Erzählung des Untersuchungsrichters seine Pläne vollkommen umgewälzt hatte. Nun konnte ja nicht mehr die Rede davon sein, in den Siebenbürgischen Wäldern Bären zu jagen, wenn daheim eine so viel edlere Beute zu erringen war.

Der Baron fuhr jetzt auf der Landstraße dahin, zwischen zwei Reihen feierlicher Pappeln, die ihre Kegel mit Nachdruck in den hier grünlich gefärbten Herbsthimmel schoben.

Nie hätte es der Baron für möglich gehalten, daß ihm eine Frau, eine gewöhnliche Bauern- und Krämersfrau, so nachhaltig den Sinn verstören könnte. In dem Augenblick, als Bach von den Vorgängen im Dorf erzählt hatte, wußte er es ja, daß sie es gewesen war, vor der er hatte fliehen wollen, um sich nicht in ihrer Nähe in unstillbarer Sehnsucht aufzureiben. Er hatte diese unfaßbare Dummheit sich gar nicht zum Bewußtsein bringen wollen, aber nun, da ja alles ein anderes Gesicht bekommen hatte, konnte er es sich eingestehen, daß er all die Jahre über immer nur darüber nachgesonnen hatte, wie Nina zu gewinnen sei.

Jetzt war der Baron schon im Wald angelangt, und er wunderte sich darüber, wie schnell das gegangen war. Die Fichten spitzten sich nach oben zu, wie große, verwickelte, schwarzgrüne Bohrmaschinen, jeder Ast ein Quirl, der Himmel war schmal zwischen ihnen eingeschnitten, und es war ein Rauschen im Wald, als fahre der Baron durch ein unsichtbares, alles erfüllendes Wasser.

Eben wollte der Baron sich wieder seinen Gedanken zuwenden, da stieg der Rotfuchs vorn in die Höhe, feuerte dann hinten aus und machte Miene auszureißen. Mit aller Macht mußte sich der Baron in die Zügel legen, und als der Kampf mit dem Pferde beendet war und es zitternd in die Stangen biß, da sah der Baron erst, wovor das Tier gescheut hatte.

Mitten auf der Straße stand ein maßlos häßliches, zerlumptes Weib und hielt dem Baron ein mit einem Windelband umwickeltes Bündel schmutziger Fetzen entgegen.

Es war die närrische Julei, die sich ihm in den Weg gestellt hatte.

Seit sie damals gesehen hatte, wie ihr Kind hinter den anderen hatte zurückstehen müssen, war der Gedanke

nicht mehr aus ihr gewichen, daß es in die Schule gebracht werden müsse. Sie hatte zwar nach jenem mißglückten Versuch beim Lehrer Hopfenblatt gemeint, daß es am besten sei, es dem Wald zu überlassen, das Kind zu erziehen, aber sie hatte sich bald davon überzeugen müssen, daß dies unmöglich das rechte sein könne. Es war das Kind selbst gewesen, daß sie darauf gebracht hatte, denn eines Tages war es plötzlich aus seinen Windeln verschwunden gewesen, als sei es müde geworden, darauf zu warten, daß sein Wunsch erfüllt werde.

Das Merkwürdige aber war, daß es an seiner Statt eine seltsame Klarheit im Herzen der Mutter zurückgelassen hatte, die eine fürchterliche Bitterkeit über sie brachte. Es war, als seien die Umrisse der Welt mit einemmal viel deutlicher geworden, und mitten darin sah die närrische Julei sich selbst in ihrer ganzen Armseligkeit und Verlorenheit.

Das stürzte sie in ein nie vorher empfundenes Entsetzen, aber dann sagte sie sich, daß alles wohl nur eine Prüfung sein könne und anders werden müsse, wenn ihres Kindes Willen geschehen sei. Dazu war jedoch notwendig, daß sich jemand fand, der ein Machtwort zu sprechen hatte und dem Lehrer befehlen konnte, ihr Kind in die Schule aufzunehmen. Tagelang lauerte sie auf den Straßen, ob nicht jemand vorüberkäme, den sie darum bitten könnte, aber der Strahl der Vernunft, der in das Dunkel ihres Geistes gebrochen war, ließ sie erkennen, daß ihr niemand begegnete, der mächtig genug gewesen wäre, um ihr zu helfen.

Heute aber sandte ihr offenbar die liebe Himmelsmutter selbst den Mann daher, auf den sie ihre Hoffnung setzen konnte. Ja, sie erkannte ihn, es war der Baron, und wenn der befahl, daß ihr Kind in die Schule gehen müsse, dann würde es auf einmal wieder bei ihr sein, und alles würde wieder sein wie zuvor.

Darum stand die närrische Julei jetzt mitten auf der Straße vor des Barons Rotfuchs und hielt ihm das Fetzenbündel entgegen, aus dem ihr Kind verschwunden war.

Aber davon konnte der Baron natürlich nichts wissen. Er sah nur, daß die alte Landstreicherin vor dem Wagen stand, und daß sein Pferd vor ihr gescheut hatte, und er verstand durchaus nichts von dem, was sie da röchelte, stammelte und lallte. Er war unwillig darüber, daß er durch diese schmutzige Weibsperson auf seiner Fahrt aufgehalten wurde und rief ihr in nicht eben sanftem Ton zu, ihm den Weg freizugeben.

Ueber die närrische Julei kam eine schreckliche Angst. Sie wußte jetzt auf einmal, daß sie gerade auf den Baron ihre letzte Hoffnung gesetzt hatte, und daß alles verloren war, wenn er sich ihrer nicht erbarmte. Sie begann nur noch aufgeregter zu stottern und zu lallen, und als der Baron sie noch gröber anschrie, da tat sie etwas, was ihr die äußerste Verzweiflung eingab. Sie fiel dem Roß in die Zügel, daß es wieder hochstieg und sie mit sich riß.

Der Baron sah, daß der Rotfuchs im nächsten Augenblick durchgehen werde, wenn er ihn nicht von dem zeternden Weib befreite. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Peitsche umzukehren und die Verrückte mit aller Wucht über Kopf und Hände zu schlagen. Das Pferd machte einige Sätze, schleifte die Frau ein Stück mit sich, bis sie endlich losließ und, vom Wagen zur Seite geschleudert, wie ein Bündel Kleider in den Straßengraben kollerte.

Es dauerte eine ganze Weile, bis der Rotfuchs wieder so weit beruhigt war, daß der Baron zu seinen früheren Gedanken zurückkehren konnte. Und nun, nachdem der unangenehme Eindruck dieser peinlichen Begegnung überwunden war, stellte sich auch die frühere Freudigkeit wieder ein.

Ja, jetzt war, glaubte der Baron, endlich seine Zeit gekommen. Daß Rina selbst ihren Mann des Betruges bezichtigt hatte, konnte nichts anderes zu bedeuten haben, als daß sie seiner überdrüssig sei. Der Baron war durchaus nicht der Meinung des Doktors Bach, daß dieser Justus der richtige sei und glaubte auch zu wissen, wie man Rinas Haltung zu deuten habe. Der Untersuchungsrichter schien offenbar Rina für verdächtiger zu halten als den Beschuldigten, und darum hatte er auch ihre Vernehmung bis zuletzt aufgeschoben, um sich zunächst durch andere Zeugen ein deutliches Bild zu verschaffen. Für den Baron stellte sich die Sache anders dar. Ihm war es völlig unerklärlich, wie eine Frau so lange einen Fremden für den eigenen Mann hätte halten sollen. Gewiß hatte sie längst die Wahrheit gewußt, aber ihre Sinne hatten für diesen angeblichen Justus gesprochen. Er ahnte etwas von der verborgenen und ungeheuren Leidenschaftlichkeit dieser scheinbar kühlen Frau. Nun war es also mit Justus zu Ende, aber Rina war in den Jahren, wo das Blut auf seine Rechte nicht zu verzichten imstande ist. Fast vom ganzen Dorf gemieden, von allen verurteilt und über die Achsel angesehen, würde sie nun keine Bedenken mehr tragen, der Stimme ihrer Natur zu folgen. Da sich Rina mit diesem Fremden eingelassen hatte, so würde sie wohl nun auch ihn erhören, und der Baron hatte sich auch schon ganz genau zurechtgelegt, wie er Rina erobern würde, fest davon überzeugt, daß es ihm heute noch gelingen müsse.

Darüber war er aus dem Wald heraus und dem Dorf nahe gekommen, und er sah erst jetzt an dem schweißglänzenden Rücken seines Pferdes, wie schnell er in seiner verliebten Ungeduld gefahren war.

Die Leute sahen ihm erstaunt nach, wie er die Dorfstraße entlang sauste und mit kühner Wendung in Saltzenbrods Hof einfuhr, ja, ja, nun war es am Tag, daß diejenigen recht hatten, die behaupteten, jetzt würde der Baron an die Reihe kommen.

Sie waren neugierig, wie lange dieser Besuch wohl dauern werde. Aber die Späher hatten lange zu warten, bis der Baron wieder zum Vorschein kam. Als Rudolf das Pferd aus dem Stall brachte und vor den Wagen spannte, dämmerte es bereits, aber wenn auch die Züge des Barons nicht deutlich zu erkennen waren und er überdies den Kopf abgewendet hielt, so konnte Rudolf doch mit Genugtuung feststellen, daß seine Haltung nicht die eines Siegers war.

Nein, der Baron kehrte nicht als Sieger zurück, das mußte er sich eingestehen, alles, was er an Waffen bereit gehalten hatte, war wie Glas an der unbegreiflichen Sprödigkeit dieser Frau zersplittert, die Netze, die er hatte überwerfen wollen, hingen zerrissen herab. Sie war ihm entschlüpft, heute noch einmal, aber er wollte seine Wünsche noch nicht begraben, nein, er würde sie noch gewinnen, es galt nur, hinter ihr Geheimnis zu kommen, das dunkler vor ihm lag als zuvor.

Trotzdem der Baron sich so zu trösten versuchte, war er außer sich vor Zorn, daß sein erster Sturm abgewiesen worden war. In seiner Erbitterung schlug er auf den Rotfuchs los, daß dieser, solcher Behandlung ungewohnt, wild dahinsauste. Der leichte Wagen schleuderte von einer Seite zur anderen, aber der Baron war so von seinem Ingrimm betäubt, daß er nichts davon bemerkte. Manchmal konnte er kaum den Wunsch unterdrücken, es möchte der Rücken der jetzt mit so viel Haß geliebten Frau sein, den er da mit der Peitsche bearbeitete.

Der Baron mäßigte seine Fahrt auch nicht, als er nun wieder im Wald war, wo zwischen den Bäumen schon das schwärzeste Dunkel hockte. Gerade nur die schmale Straße leuchtete fahl im Widerschein des noch nicht ganz erloschenen Himmels. In den ausgefahrenen Geleisen hopste der Wagen hoch, daß die Federn ein ängstliches Kreischen ausstießen, aber der Baron nahm keine Rücksicht und schwang seine Peitsche, als gelte es eine Wettfahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Und erlöse uns...

Von Timm Kröger.

Für die, die ihn suchen, ist der Tod ein bequemer Mann, in der wasserreichen Marsch zumal. Er sieht sie aus Graft und Graben mit blanken, ruhigen Augen an: „Kommt her, Mühselige . . . kommt, Beladene! Bei mir ist Ruh', bei mir ist Schlaf . . . kommt!“

Am besten machen es die großen Hauptkanäle, „Wettern“ genannt. In ihrem Riesenschlangenleibe dehnt sich der große, der nasse Tod: „Ich bin zehn Meter breit und schwarz und tief, in der Mitte sogar zwanzig Fuß. Ich lösche alles aus, was brennt und quält, ich lösche jede Pein . . . kommt!“

Hinter Thies Thiessens Garten leuchtete ihr großer Wasserspiegel; ein Fußsteig, vom Kruge kommend, lief am Ufer hin. Vor Jahren hatte der Bauer, als er mal spät dahergekommen, Lichtschein auf den Wellen gesehen. — Ein Licht, das auf Wasser brennt? Jedermann weiß, daß das „Tod in den Wellen“ bedeutet. — Vor überirdischen Mächten hatte Thies Thiessen Angst. Ihm graute. Ging er früher schon selten nach dem Wirtshaus, so vermied er es jetzt ganz. Und um das unheimliche, gefahrdrohende Blinkfeuer nimmer zu sehen, pflanzte er im Garten einen kleinen Waldsaum von Busch und Dorn. Nur ein schmaler Steig führte durch das Gebüsch nach dem Steg hin, von dem aus man das Wasser für den Haushalt schöpfte.

Bauer Thies war ein guter, aber ein heftiger Mann. Sittliche Empörung wurde bei ihm zum Zorn ohne Maß. Er hatte Lust zum Studium gehabt; wegen eines Wutausbruchs gegen den Direktor war er von der Gelehrtenschule weggejagt worden. Da wurde er Bauer wie sein Vater und übernahm den Hof.

Er und seine unschöne erste Frau hatten sich nicht verstanden, das hatte harte Stöße gegeben. Sie war gestorben, da hatte er die junge, lustige Frieda Sassen, die bei ihm gedient, wieder genommen. Die erste Ehe war kinderlos gewesen, Frieda hatte ihm einen Sohn geboren.

Der kleine Junge sah der Mutter ähnlich, um so mehr liebte ihn Thies. Er war sein Fleisch und Blut, aber das Abbild ihrer Augen.

Die böse Wettern sollte ihn nicht bekommen. Deshalb hielt er darauf, daß den Zugang im Garten, dort, wo man in das Gebüsch hineinging, immer ein großer Dorn versperrte, den der Kleine nicht heben konnte.

Frieda war sorgloser. Ihr Lachen, sonst sein Trost, machte ihm Verdruß, wenn sie es über seine Sorgen hinschallen ließ. Oft hatte er seine ganze Selbstbeherrschung nötig, den Unmut zu dämpfen. So zum Beispiel, wenn sie sagt: „Da brauchst du nicht bang zu sein. Vor dem Wasser hat Heini Angst wie ein gebranntes Kind vor Feuer. Ich hab' ihn getauft.“

Sie hatte ihn vom Steg aus, als er zum erstenmal hinter ihr hergelaufen . . . einmal . . . zweimal . . . dreimal untergetaucht, damit er sehe, wie Wasser tue. Das nannte sie „taufen“.

Thies war ein paar Tage auf Reisen gewesen, oben nach dem Norden hinauf, Vieh für die Fettweide zu kaufen. Er kam spät am Abend nach Hause und war müde und abgespannt.

„Wie geht's dem Jungen?“ Das war immer seiner erste Frage.

„Gut, der schläft wie ein kleiner Bär!“

„Frieda!“ fuhr er auf.

„Was, Thies?“

„Passe auf, daß er nicht ins Wasser fällt. Ich hab' den ganzen Tag viel Unruh' gehabt.“

„Ach was!“ Und Frieda lachte wieder über seine Sorgen hin.

Am anderen Tage mußte er in aller Frühe wieder weg, weil das Landgericht sein Zeugnis forderte.

In der Nacht fand er wenig Schlaf, hatte schwere Träume. Die Wettern und das blanke Wasser, Frieda und Heini . . . wüste Bilder, nicht zu entwirren. Zuletzt trieb das Kind im Strom. Er wollte hinein, Frieda aber hielt ihn zurück; da schlug er um sich und schlug — auf die Kante seiner Bettstelle. Er fühlte Schmerzen und wachte auf.

Beim Kaffee erzählte er seinen Traum und empfand wiederum Verdruß, als Frieda lachte. Sie strich ihm Butterbrot für die Reise und merkte nicht einmal seinen Unmut.

„Es gibt Träume, die etwas bedeuten,“ sagte er mit wichtigem Ton, „Träume, die Gott schickt.“

Sie lachte und entgegnete: „Aus dem Magen kommen sie. Hast gestern abend zu viel Tee getrunken, deshalb hast du so dumm geträumt.“

„Frieda!“ rief er und sah sie grollend an.

Aber sie merkte nicht seine Zorn oder wollte ihn nicht sehen — lachte, schaffte weiter und entgegnete: „Wenn Träume von Gott kämen, müßte ich einen Mann mit rotem Bart haben. Denn das hat mir oft geträumt, als ich noch junge Deern war. Und nun hab' ich einen ganz schwarzen Kerl.“

Der Scherz erbitterte ihn, auf seiner Stirn brütete Gewitter, und seine Stimme wurde laut und heiß und unrein: „Ich gäbe was drum, könnt' ich zu Haus bleiben und selbst aufpassen. Es ist ein Unglück, eine Frau zu haben, die nicht ernsthaft sein kann. Die immer lacht. Aber ich muß fort, ich kann nur warnen. Es gibt doch Träume, die von oben kommen.“

Er erhob drohend seine Hand, eine große, gewaltige Hand. „Aber das sage ich dir: Nimm unsern Jungen in acht!“

Sie begütigte: „Thies, lieber Thies! Wie kannst du nur alles so schwer nehmen! Quäl' dich doch nicht! Ich werde auf Heini passen, gehört er ja mir wie dir.“

Bis zum Bahnhof war eine gute halbe Stunde, er mußte fort, sie zog ihm den Rock an und reichte ihm Hut und Stock. Dann ging sie mit ihm die Diele entlang. Noch vor der zweigeteilten Ausgangstür wollte er umkehren, den Jungen zu sehen. Sie aber bat, es nicht zu tun. Der kleine Bengel schlafe zu süß. Da verzichtete er, er hatte auch keine Zeit mehr.

Aber noch einmal trat der große, ungeschlachte Mann drohend hin vor seine Frau, ein unheimliches Leuchten in den Augen: „Komm ich zurück, und Heini ist was passiert, ich fordere ihn von dir, und ginge es um dein Leben!“ Damit ging er.

„Guter Bullerjahn,“ lachte Frieda hinter ihm her. „Ich bezahl' alles, und koste es mein Leben.“

Der Abendzug, der den Verreisten aus der Stadt zurückbrachte, kam mit einer Stunde Verspätung. Und dessenungeachtet fand Thies Thiessen seinen Nachbarn Bruhn am Bahnsteig.

„Thies, verschreck dich nicht! In deinem Hause ist was passiert.“

Der Angeredete wurde bleich wie der Tod. „Mit Heini?“ fragte er.

„Ja.“

„Er ist ertrunken?“ fragte er weiter, packte den Nachbarn am Handgelenk und sah ihm stier in die Augen. Seine Stimme war stumpf und schwer.

„Ja,“ war die Antwort.

Boie Bruhn erschrak über Thies Thiessens Ahnung, noch mehr über dessen versteinertes Angesicht. „Deine Frau,“ fing er schüchtern an, „hat keine Schuld, sie hat vor der Tür nach dem Garten hin Zeug gewaschen, und Heini hat sie bei sich gehabt. Da ist Dorten Reimers gekommen, einen Plättbolzen zu leihen. Die Mädchen haben nicht dazugekonnt, er ist im Schrank eingeschlossen gewesen, Heini muß gleich hingelaufen sein.“

„Und der Dorn?“ keuchte Thies.

„Der . . . der,“ stotterte Boie, „den hatte Frieda auf die jungen Erbsen gelegt.“

Thies Thiessen verstummte. Ein ungeheurer, bleicher, schwerer Zorn band ihm die Zunge. Er zerstörte viel in ihm, was ihm lieb gewesen war. In dem Augenblick aber empfand er ihn als Wohltat, denn er minderte seinen Schmerz. Thies wird ein Richter zum Grausen sein, und just so will er. Was er tun wird, weiß er noch nicht. Aber was auch geschehen wird, ihr kann kein Unrecht widerfahren. Wie ein Blutrichter ging er neben Boie her. —

„Thies,“ sagte der Nachbar, als er wegging und den Freund allein in die Wohnung ließ, „ich weiß nicht, was du vorhast. Besinn dich, tu Frieda nichts zuleide!“ Auch darauf antwortete Thies nicht.

Die Leiche war im Wohnzimmer aufgebahrt, da wollte Frieda ihren Richter empfangen. Den Kleinen hatte sie vielleicht noch mehr als er, hatte ihn auf ihre Weise geliebt. Was er auch über sie verhängen mochte, ihrer Last konnte kein Lot mehr hinzugetan werden.

Als er eintrat, wußte sie: das war das Ende. So schrecklich steinern sah er aus. Das betrübte sie nicht, aber ihren Mann, der so viel besser war als seine Taten, bedauerte sie.

Spiegel und Fenster waren verhängt, Lichter flackerten über die Leiche hin. Das Gesichtchen schien runder noch als im Leben, die Lippen zu einem Lächeln geschürzt. Die Mutter stand hinter der Bahre. Thies Thiessen sah nicht nach seinem Sohn, er sah nach seiner Frau. Und wie er sah, daß sie des Lebens quitt war, erhöhte es seinen stummen Zorn.

Er ging in schweren Stiefeln und mit langen Schritten auf sie zu. Der Fußboden erbebte, ein Porzellanmännchen auf dem Schrank klirrte. Und dann fing er an zu sprechen, und seine hohle Stimme hatte nichts Menschliches mehr: „Ich müßte es eigentlich tun und dich töten, ich will es aber nicht. Ich sage nur das eine: Keine Minute länger in meinem Hause!“ Er öffnete die Stubentür und schrie, als sie zögerte, daß die Fenster klirrten: „Hinaus!“

„Schrei nicht so!“ antwortete sie leise. „Heini schläft. Weck' ihn nicht!“ Und sie nahm ein Wolltuch, das an der Wand hing, schlug es um den Kopf und knotete die Zipfel unter dem Kinn. „Brauchst nicht so zu schreien,“ wiederholte sie, „ich höre ganz gut.“

Und dann ging sie hinaus. Auf der Diele brannte eine trübe Küchenlampe. Er schritt seinem zur Gartentür gehenden Weibe nach, überholte sie und stellte sich ihr in den Weg. Und sein Zorn riet ihm, ihr einen Denkzettel mitzugeben und ihr ins Gesicht zu schlagen.

Sie blickte ihn an und erriet seine Gedanken und sah ihn an und zwang mit ihrem Auge die schon zur Faust geballte Hand, daß sie sich senkte. „Tu es nicht, Thies!“ Sie sprach ganz leise, die alte, frohe Sanftmut noch immer im Ton. „Tu es nicht. Mir würde es nichts ausmachen, aber dir! Ich fürchte, du wirst ohnehin schwer an dieser Stunde zu tragen haben. Adjüs, mein Thies.“

Die Seitentür klappte hinter ihr zu, er hörte sie auf dem Steinpflaster, das das Haus umgab; dann wurden die Schritte dumpf, sie verhallten nach dem Garten hin.

Und dann saß Thies Thiessen in seiner Stube und starrte das tote Söhnchen an.

Es dauerte lange Zeit, bis ihm klar geworden war, was geschehen sei. Daß er allein sei . . . ganz allein . . . sein Sohn tot, sein Weib auf Nimmerwiederkehr gegangen.

Und wieder erinnerte er sich ihrer Schritte, wie sie nach dem Garten hin verklungen waren. Hinter dem Garten ist das große Wasser . . . und auf einmal wurde es ihm klar, daß sie gezwungen war, den Tod des nassen, blanken Erlösers zu suchen.

Wie ein Schwert durchfuhr es seine Seele. Kein Wort, kein Seufzer kam über seine Lippen, und doch war ihm, als schreie er zu Gott, dem Herrn.

Er stürmte hinaus in die Nacht, nach dem Wasser hin, fand nur Kopftuch und Schuhe seiner Frau; — die Leiche barg man erst am folgenden Tag.

Als man die Toten bestattete, beklagte der Geistliche den tiefgebeugten Thies und verwies auf die Arbeit. Der aber dachte: „Ich weiß was Besseres. Die Wettern ist tief und stumm, der Pastor ahnt nicht, was ich leide, kennt nicht die Größe meiner Schuld und nicht die Tiefe meiner Reue. Ich gehe denselben Weg, den sie gegangen ist.“

Und die von den Adlerfängen seines Gewissens geschlagenen Wunden nahm er mit sich nach seinem öden Heim. Er wollte sterben, darin fühlte er sich fest und kostete vorweg die ihm geschenkte Erlösung.

Ein paarmal freilich schoß der Gedanke in ihm auf: „Wie? Wird mein Gewissen wirklich stumm sein? Wird alles aus sein? Oder hat der Priester recht? Ist Arbeit auch jetzt noch meine Pflicht, ist die meine Erlösung?“

Und er besuchte noch einmal alle Felder und Fennen des von ihm so sorgsam gepflegten Hofes. Aber dasselbe Ergebnis: „Für mich bleibt nur das . . . die Wettern.“

Zum erstenmal vermißte er die harten Steine in der Marsch. Denn er wollte die Taschen seiner Kleidung vollstopfen, um rasch und tief hinabzukommen. Er fand aber ein paar von der letzten Reparatur des Backhauses zurückgebliebene Ziegelsteine, zerschlug sie mit dem Beilrücken und steckte die Brocken zu sich. „So wird es gehen.“ Wenn er vom Ende des Steges wegsprang, kam er weit weg nach der Mitte zu, wo die schwarze Tiefe gähnt.

Aber als er aus der Seitentür ging, rieb er sich die Augen . . . Es war ihm gewesen, als ob ein weißer Schatten vor ihm stehe und die Hand warnend erhebe . . . Und als er vom Garten her, dort, wo früher der Dornbusch lag, bei dem Waldsaum angelangt war, sah er es wieder.

Aber es war nichts als Blendwerk. Wenn er die Augen rieb und fest hinsah, war nichts zu sehen. Er ging in den dunklen Pfad und entschloß sich, sobald er wieder im Freien sei, im vollen Lauf nach dem Steg hin und über den Steg hinwegzustürmen.

Und er versuchte es auch, prallte aber zurück.

Denn vor dem Steg stand eine weiße Frau: seine Frau, ein Kind . . . sein Kind an der Linken, die Rechte hoch erhoben und mit der hocherhobenen Rechten nach dem Hofe weisend.

„So sühnt man keine Schuld. So macht man kein Gewissen stumm. Durch Schuld und Reue geht des Menschen Weg, das ist sein Los. Und Arbeit heißt sein Heiland und Erlöser.“

Und aus Abend und Nacht ward Morgen und ein neuer Tag.

Und als er angebrochen war, streckte und dehnte sich der große Tod mit nassem Schlangenleib in den Wettern und gierte nach Thies Thiessen mit blankem Auge aus.

Der aber zog mit Roß und Pflug hinaus aufs freie Feld . . .

(Diese herrliche Erzählung ist uns vom Verlag **Georg Westermann, Braunschweig**, aus den gesammelten Werken Timm Krögers, die dortselbst erschienen sind, zur Verfügung gestellt worden.)

Fasching in München.

„Ja, was ist jetzt nacha dös — was bilden denn die sich ein, die Rheinländer — als ob's nichts Schöneres auf der Welt gäb, als ihren Karneval! Den Karneval, ja, den mögen sie für sich behalten, meinetwegen, aber den **Fasching**, den Fasching gibt's nur bei uns.“ So denkt um diese Zeit jedes gute **Münchener Herz** und schlägt höher vor den zahllosen bunt bemalten Plakaten, die seit Neujahr allüberall die Straßen Münchens beleben.

Eigentlich ist in dieser Stadt, in der zufolge dem alten lokalen Volkslied die „Gemüatlichkeit“ nimmer ausgeht, „solang der alte Peter, der Petersturm, noch steht“, **das ganze Jahr** — mit Ausnahme der Fastenzeit vor Ostern — „Fasching“. Man denke nur an die zahllosen Frühlings- und Sommerfeste des ausgelassenen Münchener Künstler- und Studentenvölkleins, nicht zum wenigsten an das berühmte und unerläßliche **Oktoberfest**, das seinen Namen zwar nicht ganz zu Recht führt (denn bekanntlich spielen sich seine Hauptereignisse im September ab), das aber kein echter Bayer vorübergehen läßt, ohne so oft als möglich „auf der Wiesen“ bei Bier und „Gselchtem“ oder „Steckerlfisch“ seine „Gaudi“ gehabt zu haben. Alleweil gibt's in München „a Gaudi“, am meisten aber in den Wochen zwischen Epiphanias und Aschermittwoch. Einheimische und „Zug'reiste“ vereinigen sich um diese Zeit zu einer einzigartigen Huldigung an die selbstverständliche und überschäumend-tolle Lebensfreude, die nirgends so gut gedeiht wie auf dem Boden dieser Stadt, der das bunte Durcheinander von freiestem Künstlertum und behäbigstem Philistertum ihr besonderes Gepräge verleiht. Auf den großen Bällen im stimmungsvollen **Deutschen Theater**, in der **Schwabinger Brauerei**, im „**Cherubim**“, in der „**Blüte**“, — wohin man kommt, überall Menschen jeden Alters und Standes ohne Unterschied dem gewaltigen Rhythmus der Freude hingegeben. Kein Tag, an dem nicht mindestens ein halbes Dutzend Feste zu verzeichnen wären. Wer die Abwechslung liebt, kann in einer Nacht von einer der unzähligen Belustigungen in Münchener Brauereien und Bierstübln, wo das Bier hektoliterweise, Weißwürste und Radi in ungezählten Zentnern konsumiert werden und Buam und Dirndl sich im Tanze drehen, in die „**Arche Noah**“ steigen, in der sich bekanntlich tummelt, was auf Erden kreucht und fleucht. Oder er kann mit den „**Argonauten**“ auf Abenteuer ausziehen und sich später in die intimeren Räume des alten Papa Steinicke zurückziehen, der sein Haus — die bekannte Münchener Buch- und Kunsthandlung — einem munteren Künstlervölklein gastfreundlich offenhält, und wo es so manche Berühmtheit des geistigen München im Apachenkostüm oder Zirkustrikot zu bestaunen gibt. Ueberall wird er auf seine Kosten kommen, wenn er nicht gerade ein „Depp“ oder ein blöder „Lackl“ ist und Verständnis für den ungeschminkten und saftigen Humor des faschingbeflissenen Müncheners hat. Auf diesen Festen sind die Menschen des normalen Alltags nicht wiederzuerkennen. Auch der behäbigste Philister weiß hier mit ungeahnten Don Juan-Eigenschaften seine „Gspusi“ zu finden, und der korrekteste Geheimrat wandelt sich zum ausgelassensten Lausbuben, während brave Ehegattinnen und schüchterne junge Mädchen als wahre Bosheitsteufel und Uebermutshexleins herumtollen.

Zwischen Faschingssonntag und Rosenmontag geht der kundige Genießer auf die „**Venetianische Nacht**“. Von der überwältigenden, märchenhaften Pracht dieses Festes, dem sinnenberückenden Zauber seiner Farben, Lichter, Klänge, schönen Frauen, phantastischen Kostümen können Worte einen nur unzureichenden Begriff geben. Am **Rosenmontag** hat München, wie es sich gehört, seinen **Faschingszug** mit dem obligaten, jedes Jahr neu gewählten Prinzen. Und am Dienstag gehen zum letzten Male die Wogen der Fröhlichkeit hoch und verebben noch nicht einmal ganz, wenn sich schon das fahle Licht des grauen Aschermittwochs über die Stadt der immerwährenden Lebensfreude legt.

Marion Los.

Aus aller Welt.

Illustrierte Schlager. In der Friedrichstraße in Berlin gibt es allerlei zu kaufen. Stand da in der Nähe der Passage ein Mann und schrie: „Dreißig Schlager für een Groschen!“ Wer konnte da widerstehen? Ein kleines Quartheft, auf Zeitungspapier bedruckt. Bei jedem Schlager sauber angegeben, von wem der Text und von wem die Musik stammte. Als letzter Schlager „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn“. Hier war als Verfasser Thomas, Oper Mignon, angegeben. Gut, wie? Die übrigen Lieder waren teils von bekannteren, teils von unbekannteren Dichtern als Goethe. Der Versuchung, einige dieser Schlager zu illustrieren, vermochte das „**Illustrierte Blatt**“, Frankfurt a. M., in seiner neuesten Nummer (Nr. 6) nicht zu widerstehen. Vielleicht haben sich die Verfasser die Illustration anders gedacht. Aber schließlich handelt es sich ja, der Zeit entsprechend, um eine Karnevalsnummer. Auch der übrige Inhalt ist zum größten Teil auf dieses Thema gestimmt. Eine Schwerdt-Montage vereint scherzhafte Momentbilder aus dem Faschingstreiben, dem rheinischen Karneval und besonders dem beliebten rheinischen Dichterkomponisten Willy Ostermann, der auch ein kleines Gedicht beigesteuert hat, ist ein breiterer Raum gewährt. H. **Abeking** zeichnete eine Seite „Fasching ooch in Berlin“. Ein besonders interessanter Bilderartikel behandelt das Pariser Wachsfigurenkabinett „Musée Crévin“. Das Heft ist vom Anfang der Woche an zu haben.

Neue Gemälde von Lukas Cranach und Murillo in Polen und Rußland entdeckt. In dem alten baufälligen Kirchturm in Kiew wurde ein altes Werk Lukas Cranachs aufgefunden „Adam und Eva“. — In dem ehemaligen verfallenen Kloster bei Charkow in Rußland wurden drei Murillo-Heiligenbilder entdeckt, die allem Anschein nach schon sehr lange im Kloster verborgen liegen.

Fröhliche Ecke.

Bedauerliche Lücke. „Heute nacht hab' ich einen merkwürdig klaren Traum gehabt: ich war in unserm Verein, und da pumpte ich jemand um tausend Mark an. Und er gab sie mir sofort.“ — „Donner — — und wer war das?“ — „Ja, das ist das Verfluchte: darauf kann ich mich nicht mehr besinnen.“

(„Flieg. Blätter“ und „Meggendorfer Blätter.“)

Veränderte Sachlage. Eine Schauspielerin, die auf sehr bescheidene Rollen beschränkt war, suchte ihre mangelnde künstlerische Bedeutung auf andere Weise wettzumachen und scheute, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, auch kleine Uebertreibungen nicht. So kam sie eines Tages schluchzend zum Regisseur gestürzt und rief: „Meine Diamanten! Sie sind mir aus meiner Handtasche gestohlen worden!“ Der Regisseur lächelte diskret und entgegnete tröstend: „Nun, nun, das ist wohl nicht so schrecklich Trauriges.“ „Ja, aber,“ fuhr die Schauspielerin verlegen fort, „in der Tasche befand sich auch ein Zehnmarkschein, und der ist auch verschwunden.“ Da wurde das Gesicht des Regisseurs plötzlich ernst. „Das verändert die Sache,“ sagte er. „In diesem Falle werden wir sofort zur Polizei schicken.“